

JENNIFER COLT

Wer schön sein will, muss sterben

Buch

Kerry und Terry McAfee sind groß, schlank und rothaarig. Aber das sind auch schon die einzigen Eigenschaften, die die eineiigen Zwillingsschwestern miteinander teilen. Kerry hat einen Abschluss der renommierten Universität von Los Angeles und ist bestens organisiert, wohingegen Terry einen ausgesprochenen Hang zum Chaos besitzt. Gemeinsam betreiben die beiden Schwestern ein Detektivbüro, und da sie nicht gerade in Aufträgen ersticken, sind sie nicht unglücklich, als ihre Großtante Reba, ihres Zeichens die Canasta-Queen von Beverly Hills, ihnen einen Fall zuschustert: Mario, der Ehemann von Rebas bester Freundin Lenore und ein unverbesserlicher Casanova, hat sich mit ihren Klunkern aus dem Staub gemacht und diese für 10 000 Dollar verpfändet. Und die beiden McAfee-Schwestern sollen nichts weiter tun als Mario finden und das Geld wieder zurückbringen. Alle Spuren führen zu Dr. Hattrick, einem Schönheitschirurgen, der sich auf das Gesichtslifting der besseren Damen von Beverly Hills spezialisiert hat. Auch Lenore ist eine Patientin von Dr. Hattrick, und seine Sprechstundenhilfe Tatiana die aktuelle Geliebte von Mario. Kerry und Terry glauben, den Fall bald gelöst zu haben – aber weit gefehlt, denn plötzlich säumen tote Ehemänner, russische Ganoven, gebotoxte Witwen, ein Zwergspitz namens Paquito und immer mehr Leichen ihren Weg...

Autorin

Jennifer Colt lebt als Drehbuchautorin in Santa Monica, Kalifornien. »Wer schön sein will, muss sterben« ist der erste Band der hochgelobten dreiteiligen Serie mit den McAfee-Zwillingen. Teil zwei, »Kopflös in Malibu«, ist bei Goldmann bereits in Vorbereitung.

Jennifer Colt

Wer
schön sein will,
muss sterben

Roman

Deutsch
von Andrea Brandl

GOLDMANN
MANHATTAN

Die Originalausgabe erschien 2005 unter dem Titel
»The Butcher of Beverly Hills« bei Broadway Books,
a trademark of Random House Inc., New York



FSC
Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften
Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier
München Super liefert Mochenwangen.

Manhattan Bücher erscheinen im Wilhelm Goldmann Verlag, München,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Januar 2008

Copyright © der Originalausgabe 2005
by Tessera Productions Inc.

All rights reserved

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2008
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Die Nutzung des Labels Manhattan erfolgt mit freundlicher
Genehmigung des Hans-im-Glück-Verlags, München.

Umschlaggestaltung: Design Team München
Umschlagmotiv: Natascha Römer / die KLEINERT
Redaktion: Alexander Groß

IK · Herstellung: Str.

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-54252-9

www.goldmann-verlag.de

Für Rajeev,
dem ich zu verdanken habe,
dass mein Tag stets
mit einem Lachen beginnt

Prolog

Wissenschaftler behaupten, der Charakter eines Menschen sei in den Genen verankert.

Wenn das wirklich stimmt, wie sind dann Terry und ich zu erklären? Wir sind identisch, von den Haarwurzeln bis zu den Zehenspitzen. Die gleichen grünen Augen und rötlichen Locken, exakt die gleiche Anatomie, ja sogar die Anordnung unserer Sommersprossen ist gleich. Wenn eine von uns Hautzellen an einem Tatort hinterlassen würde, könnte die andere wegen Mordes hinter Gitter kommen.

Aber sie ist Linkshänderin, ich Rechtshänderin. Sie hat mit Lastwagen gespielt, ich mit Puppen. Sie ist mehrfach wegen Rauchens und Schlimmerem vom Unterricht suspendiert worden, ich habe immer nur Einsen geschrieben und bin zur Klassensprecherin gewählt worden. Sie hat einige Male – unerwidert – für Mädchen geschwärmt, ich war fest mit dem Schachmeister Brent Graebner zusammen, während ich mich heimlich nach Rick Davis, dem Quarterback, verzehrt habe.

Am Tag, als die Abschlusszeugnisse verteilt wurden, habe ich die Abschiedsrede gehalten und meine Mitschüler aufgefordert, ihr Leben in die Hand zu nehmen und die Burbank Highschool stolz zu machen, während Terry, die ihr Zeugnis mit dem Feuerzeug angezündet hatte, unter lautstarkem Gebrüll den Rasen der Schule ruinierte, indem sie mit ihrem Motorroller Kreise darauf zog.

Ich bezeichne sie als meinen bösen Zwilling. Sie meint, ich sei die perfekte Organspende. Aber in Wahrheit sind wir wie ein einziger, doppelköpfiger, mehrbeiniger Organismus – emotional aneinandergeschlossen wie Chang und Eng, die berühmten siamesischen Zwillinge –, der unfähig ist, einen eigenen Weg zu gehen.

Hinter uns liegt eine völlig normale, glückliche Vorstadt-kindheit. Grillen im Sommer, der jährliche Wohltätigkeitskeksverkauf der Pfadfinderinnen, Ponyreiten bei den Geburtstagen. Im Vergleich zu uns war *Drei Mädchen und drei Jungen* der reinste Drogenhaushalt. Erst in der Pubertät kam die große Wende.

Unsere Mutter Jean, eine Hausfrau, die nie berufstätig war, starb an Brustkrebs, als wir gerade fünfzehn waren. Unser Vater Joe, Beleuchter beim Film, hielt noch weitere vier Jahre durch, ehe er am Tag nach unserem neunzehnten Geburtstag einen tödlichen Herzinfarkt erlitt, als er gerade auf den Bus wartete.

Terry fand ihn – ich schwöre bei Gott – zusammengesunken unter der Anzeige eines Bestattungsinstituts. Sie rief die kostenlose Servicenummer an und ließ ihn abholen. Über zweihundert seiner Gewerkschaftsfreunde hatten sich zum Begräbnis eingefunden, und kein Auge blieb trocken.

Nur Terrys. Sie hatte keine Tränen mehr.

Sie verarbeitete ihre Trauer mit Koks und wurde wegen Drogenbesitzes festgenommen, nachdem man sie mit über hundert Sachen in einem Wohngebiet in Brentwood angehalten hatte – bei einer Durchsuchung wurde festgestellt, dass sie den Stoff schlauerweise in ihrem Push-up-BH versteckt hatte. Und praktischerweise fand ihre Verhaftung zeitgleich mit der Einführung der obligatorischen neuen Strafbemessungsgrundlagen statt.

Nach zwei Jahren schmiss ich mein Studium an der UCLA, um ihre Anwaltskosten im Büro von Elijah »Eli« Weintraub, einem höchst außergewöhnlichen Strafverteidiger, abzuarbeiten. Großes Herz, beängstigende Klientel. Dort habe ich mir die Grundlagen der Ermittlungsarbeit angeeignet.

Als Terry aus dem Gefängnis entlassen wurde, gründete ich unsere eigene Firma:

Double Indemnity Investigations

Kerry McAfee, Privatdetektivin

Terry McAfee, Ermittlerin

Seit diesem Tag führe ich ein Leben wie an einem Bungeeseil.

Eins

»Sie müssen auf der Stelle kommen, Mädels. Ich sitze in diesem verdammten Hotel fest und brauche Sie. Sie müssen unbedingt etwas für mich erledigen.«

Lenore Richling gelang es, hilflos und überheblich zugleich zu klingen. Ich sah Terry an, die auf dem Nebenapparat mithörte. Sie verdrehte die Augen und machte eine obszöne Geste.

»Im Moment sind wir ziemlich beschäftigt, Lenore«, sagte ich.

Beschäftigt damit, uns einen Ausweg aus dieser Situation zu überlegen. Lenore war die Busenfreundin unserer reichen Tante Reba, der Canasta-Königin von Beverly Hills. Sie hatte uns wenige Minuten zuvor angerufen und gemeint, ihre Freundin sitze in der Patsche, und wie unendlich dankbar sie uns für unsere Hilfe wäre.

Dabei war es nicht das Wort »Patsche«, das uns Sorgen bereitete, da in der Patsche sitzende Menschen schließlich unser Geschäft waren. Nein, irritierend war vielmehr das Wort »Hilfe«. Wie Tante Reba – besser gesagt, wie die *Mehrzahl* der gut betuchten Leute – war auch Lenore berühmt für ihren Geiz. Wahrscheinlich erwartete sie unsere Hilfe als eine Art Gefallen, und wir bezweifelten, dass ihre Dankbarkeit allzu großzügig ausfallen würde. Reiche Menschen sind üblicherweise nicht dankbar für etwas, da sie glauben, ohnehin ein *Recht* auf alles zu haben.

Terry nahm mir das Versprechen ab, Lenore irgendjemand anderem aufs Auge zu drücken.

»Ich kann Ihnen gern den Namen von jemandem nennen, der Ihnen helfen –«, fing ich an.

»Oh, aber ich brauche Sie«, beharrte die alte Lady schamlos.

Ich zögerte einen Moment, während ich im Geiste die Konsequenzen durchspielte, wenn wir Tante Rebas beste Freundin vor den Kopf stießen, und gab nach. »Könnte es vielleicht bis morgen warten?«

Terrys Stiefel rammte schmerzhaft mein Schienbein. »Weichei« formte sie lautlos mit den Lippen und wedelte mit dem Einkommensteuerbescheid vor meiner Nase herum. Unsere Geschäfte waren auf dem Nullpunkt angelangt, und der Steuerbescheid war gemeinsam mit einem Schreiben eingetrudelt, unsere Schecks würden bei der Einzahlung auf der Bank *peng* machen. Wir hatten keinen einzigen Auftrag in Sicht, und wenn wir nicht bald einen zahlenden Kunden an Land zogen, konnten wir unsere kleine Hütte in den Wind schreiben. Wir hatten ganz einfach keine Zeit, uns um Lenores flüchtigen frisch Angetrauten zu kümmern, den wahrscheinlichen Grund für ihren Anruf.

»Nein, es kann nicht warten! Ich brauche Sie beide auf der Stelle«, erklärte Lenore, in deren von zahllosen Zigaretten raue Stimme sich ein Beben schlich.

Ich seufzte. Aus dieser Geschichte kamen wir nicht mehr heraus, so viel stand fest. »Also gut. Wir sehen uns in einer Stunde«, sagte ich und rieb mir das Schienbein. »Sie sind im Dauphine am Layton Way, richtig?«

Terry stapfte durch den Raum und schleuderte ihren langen roten Zopf wie eine neunschwänzige Katze umher, während sie mich als erbärmlichen Wendehals titulierte.

»Ja«, antwortete Lenore. »Wenn Sie jemand fragt, Sie besuchen Mrs. Templeton auf Zimmer 308.«

Auch noch ein falscher Name. Wie geheimnisvoll.

»Beverly Hills 213 hat eine Meldung veröffentlicht, ich würde eine Contessa in Monaco besuchen«, erläuterte sie. Das *Beverly Hills 213* war ein Schmierblatt, das auf für die hiesigen Anwohner interessanten Klatsch und Tratsch spezialisiert war, wobei es sich bei dem Kürzel 213 um die ehemalige Postleitzahl der berühmt-berüchtigten 90210-Gegend handelte. »Nur Reba weiß, dass ich hier bin. Es ist schrecklich wichtig, dass Sie meinen Namen niemandem gegenüber erwähnen.«

Lenore hatte sich in diesem Unterschlupf verkrochen, weil sie laut Reba gerade das dritte Lifting in fünfzehn Jahren hinter sich gebracht hatte. In Beverly Hills gibt es nachgewiesenermaßen mehr plastische Chirurgen als Essstäbchen in Shanghai, aber Sie werden wohl kaum einen Einwohner von Beverly Hills finden, der unumwunden zugibt, dass er seine Bauchdecke straffziehen, sich das Gesicht glätten oder das Fett mit einem Strohhalm aus den Schenkeln saugen ließ. Aus diesem Grund hatte Lenore die Contessa-Geschichte in Umlauf gebracht, bevor sie sich unters Messer legte, um danach im Hotel einzuchecken und sich von dem »hervorragenden Personal« verwöhnen zu lassen, während sie sich vor neugierigen Blicken versteckte. Nach einer Weile würde sie mit ihrem Gepäck in der Auffahrt ihres Hauses stehen und »sehr erholt« nach ihrer fiktiven Reise aussehen. *Ah, es geht doch nichts über die gute monegasische Luft, um die Haut so straff zu bekommen wie ein Miederhöschen über einem Rhinozeroshintern.*

»Lenore, nur aus Neugier – es geht um Ihren Ehemann, ja?«

Sie schnaubte. »Hat Reba Ihnen davon erzählt?«

»Äh, sie hat so etwas erwähnt.«

Ehrlich gesagt hatte sie uns die ganze Geschichte erzählt. Nach dem Tod ihres ersten – steinalten – Ehemanns, Myron Richling, hatte Lenore mit ihren siebzig Jahren einem achtundzwanzigjährigen Pagen aus dem Beverly Hills Hotel namens Mario Vallegos das Jawort gegeben. Sie hatte versucht, Mario als argentinischen Polospieler in die Gesellschaft einzuführen, in der Hoffnung, dass in einem Fünfstern-Hotel niemand das Personal beachtete und somit ihre Lüge nicht auffliegen würde.

Doch knapp zwei Monate später hatte Mario die Kurve gekratzt und eine bis auf die Knochen blamierte Lenore Richling-Vallegos zurückgelassen. Das Facelifting war ein Mittel, um auf andere Gedanken zu kommen – eine Art chirurgischer Einkaufsbummel sozusagen.

»Ich habe ihm die Einwanderungsbehörde auf den Hals gehetzt«, erklärte Lenore. »Aber bisher ist es ihnen noch nicht gelungen, diesen schmierigen kleinen Drecksack ausfindig zu machen.«

Wow, dachte ich. Eine Frau auf Rachefeldzug.

»Mario ist illegaler Einwanderer?«, hakte ich nach.

Sie lachte, so dass der Schleim in ihrer Kehle rasselte, während ich hörte, wie sie sich eine Zigarette anzündete. »Er verstößt in jeder erdenklichen Hinsicht gegen das Gesetz. Kommen Sie her, dann erzähle ich Ihnen alles. Ich kann das nicht am Telefon besprechen.«

Terry fuhr mit der Harley vor, während ich die Haustür abschloss. Sie war stocksauer, wie mir das dröhnende Klappern der Ventile verriet. Ich trat vor das Motorrad und zuckte hilflos die Achseln.

»Sie ist Rebas beste Freundin. Was hätte ich denn tun sollen?«

»Du hättest *mich* mit ihr reden lassen können. Ich hätte ihr schon gesagt, was sie mit ihrem Toyboy anstellen soll.«

»Es ist zwanzig Minuten von hier. Was kann es schaden, sich anzuhören, was sie zu sagen hat?«

»Klar«, schnaubte Terry. »Und aus meinem Hintern fliegen gleich Affen.«

Neuerdings bezeichnet sich praktisch jeder als Detektiv. Einfach die entsprechende Software kaufen, und schon heißt es: *Ermittlungsarbeit leicht gemacht! Finde online alles über jeden heraus!*

Zum Glück für uns bestehen die Menschen ihre Arbeitgeber nicht online, erheben falsche Forderungen an ihre Versicherung oder betrügen ihre Ehegatten, obwohl es den einen oder anderen Idioten gibt, der während seines laufenden Scheidungsverfahrens Fotos von sich in kompromittierenden Situationen mit einem oder einer lebenslustigen Begleiter/in in Lederkluft oder verwirrten Tieren auf seiner Homepage herzeigt. (Selbst in Bundesstaaten, in denen es die Scheidung ohne Schuldzuweisung gibt, können illegale Sexualpraktiken oder sonstige sexuelle Absonderlichkeiten bei der Festlegung von Unterhalt oder Sorgerecht in Betracht gezogen werden.)

Die Ermittlungsarbeit ist nicht gerade glamourös – mit gezücktem Teleobjektiv hinter der Mülltonne eines schäbigen Motels oder Elektrogeschäfts abzutauchen oder zu versuchen, einen krankgeschriebenen Simulanten beim Rasenmähen zu erwischen –, aber sie erlaubt uns, die Überlegungen, was wir aus unserem Leben machen wollen, wenn wir erwachsen sind, erst einmal zu verschieben, und hält

uns bis dahin die Geldeintreiber der Kreditkartenfirmen vom Hals.

Wir haben sogar Erfahrungen im Auffinden flüchtiger Ehegatten gesammelt, vorwiegend von faulen Vätern, die ihren Verpflichtungen nicht nachkommen wollen, doch als wir auf dem Santa Monica Boulevard in Richtung Beverly Hills fuhren, bemerkte ich, dass mich ein leises Unbehagen überfiel. Ich bezweifelte, dass Lenore unsere Hilfe bei einer so einfachen Aufgabe benötigte, wie ihren verdammten Ehemann aufzutreiben. Dafür hatte sie viel zu verbittert und rachsüchtig geklungen.

Außerdem gefiel mir die Vorstellung nicht, irgendeinen armen mexikanischen Teufel zu opfern, nur um ihren verletzten Stolz wieder aufzurichten.

Terry drosselte das Tempo vor dem Dauphine Hotel, dessen elegante Fassade mit den teuren Apartmentkomplexen links und rechts davon verschmolz. Sie winkte dem Wagenmeister vor dem Eingang zu, um ihn wissen zu lassen, dass sie alles unter Kontrolle hatte, ehe sie in die Tiefgarage zischte.

Der Wagenmeister tat, was die meisten Menschen beim Anblick von zwei identisch aussehenden Rothaarigen auf einer bonbonrosa Harley taten. Er lachte.

Mit seiner schockfarbenen Sonderlackierung sieht unser Motorrad wie ein Sammlerstück aus der *Barbie-auf-dem-Abenteuertrip*-Kollektion aus. Außerdem trägt Terry eine dazupassende rosa Lederjacke mit Fransen und einen rosa Helm mit einer purpurfarbenen Flower-Power-Blüte an der Seite – nicht unbedingt das, was man unter einem diskreten Transportmittel versteht.

Sie hat die Softail Deuce gekauft, nachdem wir uns Dads

Lebensversicherung ausbezahlen ließen, und in den finanziell mageren Zeiten nach ihrer Verhaftung haben wir es nie über uns gebracht, ihren Kummerkauf gegen etwas einzutauschen, was für unsere Branche besser geeignet wäre.

Terry fand eine Parklücke in der Tiefgarage. Wir stiegen ab, grinnten in die auf uns gerichteten Überwachungskameras und gingen trotz der Warnschilder »Kein Fußweg« die Rampe hinauf zur Einfahrt, vorbei am Wagenmeister, der uns die Frage stellte, die wir mindestens zweimal pro Tag zu hören bekamen.

»Hey, sind Sie Zwillinge?«

»Nein, zwei Fremde, die zufällig genau gleich aussehen«, konterte Terry, die grundsätzlich wenig Geduld mit den weniger schlaun Exemplaren unserer Spezies an den Tag legt. Wir rauschten auf den Pagen zu, der seine weiß behandschuhte Hand ausstreckte und uns die mit Messingbeschlägen versehene Tür öffnete.

»Hallo, meine Damen. Willkommen im Dauphine.«

Wir schenkten ihm ein knappes Lächeln, das ihm verriet, dass wir tagtäglich in Hotels wie diesem verkehrten, und schlenderten in die Lobby.

Die Halle war mit rosa Marmor ausgelegt, der von den raumhohen Spiegeln ringsum reflektiert wurde. Riesige japanische Blumenarrangements mit beinahe bis zur Decke reichenden Stängeln ragten aus vergoldeten Keramikgefäßen und lenkten den Blick auf die Deckenfresken im Renaissance-Stil mit Engeln und dicken Puffwölkchen auf hellblauem Hintergrund. Impressionistische Repliken oder gar Originale in schweren Goldrahmen hingen neben den Spiegeln, und jeder, der in diesem Haus nichts zu sagen hatte, trug die anonyme schwarze Hotelkluft.

Jeder, bis auf den kleinen, feisten Mann im Armani-

Anzug, der sich auf dem Weg zum Lift vor uns aufbaute. »'Allo. Kann ich Ihnen helfen?«, erkundigte er sich in einem Tonfall, der sagen wollte: *Isch bin Franzose und etwas Besseres als Sie.*

»Nein, danke«, erwiderte Terry und drückte den Aufzugknopf.

»Darf ich wissen, wessen Zimmer Sie aufsuchen möchten? *Isch bin der managère* des Hotels.«

»Wir sind hier, um, äh, Mrs. Templeton zu besuchen«, erklärte ich, als mir Lenores Pseudonym wieder einfiel.

»Zimmernummer?«

Ich warf Terry einen Seitenblick zu, die hinter dem pomadisierten Kopf des Managers eine Grimasse zog.

»Zimmer 308«, erwiderte ich.

»Ahh.« Er ignorierte den Anflug von Schärfe in meiner Stimme und trat mit uns in den Aufzug. »*Isch* werde Sie begleiten. Im Moment ist sie in Zimmer 302 mit den anderen Damen.«

Er trug ein intensives Eau de Cologne, das jedes Sauerstoffatom in der Aufzugskabine absorbierte – eine widerliche Mischung aus Vergissmeinnicht und animalischem Moschusduft, der an auf einer grünen Aue umhertollende Ziegen denken ließ. Ich hielt den Atem an und sah zu, wie er in den auf Hochglanz polierten Bronzetüren seine GivENCHY-Krawatte glattstrich.

»Madame erwartet Sie?«

»*Mais oui*«, antwortete Terry.

Beim Klang der französischen Worte drang ihm schlagartig der Charme aus sämtlichen Poren, während er sie mit einem angedeuteten Diener quittierte und seine manikürten Finger ausstreckte. »*Isch* bin Alphonse.«

Alphonse. Nur ein einzelner Name, wie Prince oder Ma-

donna. Oder Butthead. Offensichtlich eine lokale Berühmtheit in seinem Metier.

»Therèse«, erwiderte Terry mit affektiertem französischen Akzent und reichte ihm ihre abgeknickte Hand, als habe sie einen Anfall von Spontanlähmung erlitten, worauf er die Fingerspitzen ergriff und sie drückte.

Ich verdrehte die Augen. »Kerry McAfee«, stellte ich mich vor und reichte ihm die Hand wie ein ganz normaler Mensch. »Und das ist meine Schwester Terry.«

Er schüttelte mir kurz und kräftig die Hand, mit dem Resultat, dass die gesamte Duftwelt Arabiens daran haften blieb. »Sie sind Verwandte von Madame?«, erkundigte er sich.

»Nein, wir sind geschäftlich hier«, klärte ich ihn auf.

»Geschäftlich? Was für ein Geschäft?«

Terry senkte die Stimme. »Privatgeschäfte.«

»Natürlich«, erwiderte er salbungsvoll.

Die Türen glitten im dritten Stock auf. »Danke, Alphonse. Wir finden uns schon zurecht.« Ich hoffte, dass er nach unten fahren und meinem Geruchssinn eine Pause gönnen würde.

Stattdessen stürzte er vor uns auf den Korridor. »Ich fürchte, ich muss Sie begleiten. Sie verstehen bestimmt ... unsere Gäste wünschen maximale Diskretion. Genau *des'alb* kommen Sie ja her.«

Wir traten in den von gedämpftem Licht erhellten Korridor und folgten Alphonse zur Tür von Zimmer 302, wo er behutsam klopfte. »'Allo? Madame Templeton?«

»Herein«, rief eine Stimme. Alphonse wollte die Tür öffnen, doch sie war verschlossen. Ich trat neben ihn und klopfte erneut.

»Mrs. Templeton? Wir sind es, die McAfees.«

»Los, zum Teufel, kommt schon rein«, hörte ich eine raue Stimme grummeln, ehe die Tür aufflog.

Ich trat zurück und schnappte erschrocken nach Luft.

Vor mir stand eine elfengleiche, in ein Leopardenmuster-Ensemble gehüllte Gestalt auf Siebenzentimeter-Plateauschuhen. Ihr Gesicht war geschwollen und an den Seiten mit blutigen Krusten überzogen, und ihre braunen Knopfaugen über den beiden an zerkratschte purpurrote Sofakissen erinnernden Wangen richteten sich auf mich. Auf ihrem winzigen Kopf thronte ein riesiger Turban, der ihr das Aussehen eines Geistes verlieh, der soeben einer Miniausgabe von Aladins Wunderlampe entflohen war.

»Ja...?«

»Wir sind hier, um Mrs. Richling, ich meine, Mrs. Templeton zu besuchen«, stieß ich mit erstickter Stimme hervor. Allein beim Anblick ihres mit bläulichen Flecken übersäten Gesichts wurde mir flau im Magen.

Sie wandte sich um. »Len, Schätzchen, für dich«, rief sie.

Hinter der Gestalt in Leoparden-Schlaghosen bot sich ein geradezu surrealer Anblick – ein Tisch, um den sich eine Gruppe kleiner, dick bandagierter Ladys mit zu glatten blonden Pferdeschwänzen, blutroten Knoten oder braunen toupierten Ungetümen frisiertem Haar versammelt hatte, deren Alter ohne die gewohnten Züge nicht zu definieren war. Statt ihrer Gesichter blickten mir unter den sorgsam gestylten Frisuren zwischen all den Verbandmullschichten kaum auszumachende Augen entgegen.

Offenbar befand sich hier ein Auffanglager für Frauen, die sich wie Lenore das zweite oder dritte Bad im Brunnen der ewigen Jugend gönnten, wobei das Hotel als exotischer Anlaufhafen diente, dessen Existenz niemals mittels Stempel in ihrem Reisepass preisgegeben werden würde.

Die Ladys schienen mitten in einem Canasta-Spiel mit beträchtlichem Einsatz zu sein. Mein Blick fiel auf Hände mit langen, krallenartigen, in verschiedensten Farben lackierten Nägeln, arthritisch verkrümmt und mit Flecken übersät, die das Alter verrieten, das die Eingriffe in ihren Gesichtern so verzweifelt zu verheimlichen suchten. Auf der Satintagesdecke des breiten Bettes lag eine Reisetasche von Louis Vuitton, aus deren Öffnung Hundertdollarbündel quollen. Ein weiterer Stapel Geldscheine lag auf dem Tisch vor einer Frau mit einem schwarzen, im Nacken frisierten Flamenco-Knoten, die normal große Brüste mit unübersehbarer Abwärtsneigung, ein Bäuchlein und leicht rundliche Arme besaß. Schätzungsweise standen eine Fettabsaugung und Bruststraffung als Nächstes auf dem Programm.

Dann sah ich den riesigen, in Zellophan verpackten Geschenkkorb, der auf dem Schreibtisch stand und mit einer Ansammlung hübscher Kleinigkeiten wie parfümierten Seifen und verschiedenen Gourmet-Leckereien bestückt war. Wahrscheinlich eine Aufmerksamkeit des Hauses.

Lenore sah vom Block mit dem Spielstand auf und winkte uns zu. Zumindest vermutete ich, dass es sich um Lenore handelte, doch ich konnte es erst mit Gewissheit sagen, als sie den Mund öffnete und ich ihre raue nasale Stimme wiedererkannte. »Hallo, Mädels. Ich bin gleich bei Ihnen.«

Sie zählte ihre Punkte zusammen und reichte den Zettel ihrer Nachbarin, die sich einen Hermès-Schal ums Gesicht geschlungen hatte.

»Ich weiß zwar nicht, wie du das angestellt hast«, beschwerte sich die Frau, »aber du hast geschummelt, Lenore.«

Lenore zuckte mit ihren hageren Schultern. »Verlieren tut nun mal weh.«

»Uns tut nicht nur das Verlieren weh«, rief eine andere, worauf die Ladies in Gelächter ausbrachen, das noch zu hören war, als wir auf den Flur traten und den Weg zu Lenores Zimmer einschlugen.

Als wir vor Zimmer 308 standen, wandte sich Lenore um und entließ Alphonse mit einem knappen Nicken.

»Brauchen Madame etwas?«, erkundigte er sich dienstbeflissen.

»Später«, blaffte sie. Er verbeugte sich und trat den Rückzug an.

Die Andeutung eines Lächelns erschien auf Lenores Gesicht. »Danke, dass Sie gekommen sind. Ich brauche wirklich Ihre Hilfe.« Sie schob ihre Karte in den Schlitz und öffnete die Tür. Etwas flitzte aus dem Zimmer, ein hellbraunes Ding von der Größe eines ausgewachsenen Nagetiers. Es lief zwischen Lenores Beinen hindurch und wirbelte um sie herum.

»Eine Ratte!«, schrie Terry.

Ich machte einen Satz und prallte gegen die Wand, wo ich mit hämmerndem Herzen stehen blieb. Ratten. Ich hasse Ratten.

»Machen Sie sich nicht lächerlich«, erklärte Lenore und bückte sich, um das Ding hochzuheben. »Das ist Paquito. Wie geht es denn meinem Schätzchen?«, gurrte sie.

Es war ein Hund. Ein Hund in Rattengestalt.

Dem braunweißen Kranz um seinen Hals nach zu schließen hatte das Tier irgendwann einmal ein Fell besessen. Doch mittlerweile war sein winziger Leib fast vollkommen haarlos und enthüllte einen Brustkasten von der Größe eines Perlhuhns.

»Großer Gott«, stieß Terry beim Anblick des Miniaturviehs hervor. »Was ist denn mit dem los? Räude?«